



* Wiesbaden, 31. August 1905.

• Ein Nassauer Kind auf dem Kriegsschauplatz in Deutsch-Westafrika. Der Soldat Arthur Burgermeister, Sohn eines Polizeiwachmeisters in Gumb, kämpft gegenwärtig bei der Niederschlagung der Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika mit einem Kugelhieb. Er ist unter dem 23. April in einem Briefe von seinem Vorgesetzten (im Süden des Kampfgeländes) einen Liebesbrief geschrieben, der sicherlich unsere Leser interessieren wird. Wir geben hier die in Betracht kommenden Stellen des Briefes, wobei wir uns zum Abdruck überlassen wurde, wieder. Der Soldat schreibt u. a. „Wir bauten vor kurzem eine neue Leinwand in der Gefechtslinie. Am 1. April rückten wir von Kranzengau am 6. von Rehoboth ab. Nachdem in der Nacht gemacht worden war, ging es Nachts 12 Uhr von dort weiter. Unser Leutnant ließ alles antreten, nachdem wir die Pferde bereits vorher hatten fesseln müssen. Er bestimmte neun Mann als Spitze, welche den Weg hatten, den Feind aufzusuchen. Unter diesen 9 Mann stand auch ich mit. Wir setzten uns sofort auf die Pferde und ritten der Kolonne voraus. Um 5 Uhr hatte die Spitze den Feind (ein Fluß) erreicht. Dort befand sich das Grab des von unserer Abteilung gefallenen Gefreiten Rawoitha. Es war sehr dunkel als wir hinkamen. Wir machten dort Halt und vertriehen ein stilles Gebet für den gefallenen Kameraden. Dann ging es weiter. Der Posten ist mit die gefährlichste Stelle, denn hier schon manche unserer Kameraden die feindlichen Kugeln durchbohrt. Wir kamen ungehindert davon. Als wir mit der Kolonne glücklich durchwaren, gab unser Leutnant die Spitze den Befehl, unter Führung des Oberleutnants Hagen die Wasserstelle zu finden. Wir ritten in Aufzählung des gegenseitigen Befehls im scharfen Trabe vor. Es mag ungefähr ein und 7 Uhr gewesen sein. Da sahen wir von weitem grüne Hügel und auch Wasser. Jetzt wurde Schritt geritten. Wöglich ist es zwischen den Bäumen vier von einer Person geführt, geküßt wurde. Ich machte meine Kameraden hierauf aufmerksam. Einer von ihnen meinte, es seien Pferde von deutschen Soldaten. Ich aber meinte, ohne mir dabei etwas zu denken, daß es sich vielleicht um Pferde unserer feindlichen Hottentotten handle. In Erwartung dessen, zog ich mein Pferd am Zügel um links herum los zu reiten. In diesem Augenblick bekamen wir von der Seite ein mörderisches Feuer. Wie in meinem Leben habe ich jenen Augenblick vergessen. Mein Pferd erhielt einen Schlag durch den Sattel, wobei ich mit dem Kopf nicht verlor. Ein zweiter Schlag traf das treue Thier in das rechte Hinterbein. Nun war es unmöglich, den Gaul noch weiter zu reiten. Alle meine Kameraden ritten im schärfsten Galopp zurück, um in unserer Kolonne zu kommen. Ich ließ mein Pferd am Zügel stehen, hinterher. Und nun mußte ich alle meine Kameraden mit getroffen vom Pferde sinken sehen. Wir waren ringsum von Hottentotten eingeschlossen. Wir schrien, als wenn alle feindlichen Geschosse an mir abprallten. Die vielen Kugeln rechts und links neben mir und noch dazu das unheimliche Pfeifen derselben brachte mich in Verwirrung zu bringen. Da setzte ich alle meine Kraft ein. Ich riss schnell den Karabiner vom Sattel und ließ mein Pferd los. Denselben Augenblick fiel es auch schon tot zu drei weiteren Kugeln durchbohrt. Ich verlor mich nun in einen Busch, wo nichts als Tod und Verwundete lagen. Die Vertheidigung meinerseits war eine verzweifelte. Neben mir lag noch ein Kamerad, dessen Pferd ebenfalls einen Schlag

durch den Hals bekommen hatte. Er konnte infolgedessen auch nicht mehr reiten. Bald darauf fiel auch dieser Kämpfer, welcher übrigens von meinem Bataillon aus Koblenz stammte, getroffen um. Er war sofort tot. Jetzt war ich nur noch allein von der Spitze übrig geblieben. Was man dafür Gefühle hat, wenn man so zwischen Kameraden-Leichen liegt, und sich seines bishigen Lebens wehren muß, vermag ich nicht zu schildern. Die Kerle kamen immer näher. Sie waren nur noch 10 Schritte von mir entfernt. Jede Kugel dachte ich, würde mich treffen. Glücklicherweise gingen sie aber alle vorbei. Ich vertheidigte mich volle 20 Minuten. Die Kerle hatten doch unheimliche Angst vor meiner Wucht. Endlich kam unsere Kolonne im Galopp zur Hilfe. Die Hollanten ergriffen aber die Flucht nicht etwa sofort, sondern erst nach zweistündigem hartnäckigen Gefecht. Wie vielen ich von den Lumpen das Licht ausgeblissen habe, weiß ich nicht, da diese ihre Toten gleich mitnehmen. Von unserer Spitze war ich also wie gesagt, der einzige Überlebende. Es waren tot: Oberleutnant Hagen, Gefreiter Weimar, Unteroffizier Kraus und Reiter Haseberg. Schwerverwundet: Reiter Paas (das ist derjenige, welcher neben mir lag), Reiter Dietrich (Oberhosen weggeschossen), Gefreiter Ködgen, (Weinschuh) und Reiter von meinem Bataillon (Weinschuh). Alle Kameraden gratulierten mir zu meiner Rettung. Auch der Leutnant. Den 13. April werde ich von jetzt ab stets als meinen Geburtstag feiern. Am andern Tag begruben wir unsere Toten. Mit welchen Gefühlen ich am Grabe stand, ist wohl leicht begreiflich, denn ich hätte ja ebenfalls dabei liegen können. Ein Schuß ging direkt durch meinen Hut, unter welchen ich 14 Stück Cigaretten hatte. Als ich nach dem Gefecht denselben suchen wollte, war er weg, mit samt den Cigaretten. Die Lumpen hatten alles mitgenommen. Ich setzte den Hut von einem Toten auf. Da kam auch bald die Nachricht, daß der deutsche Kaiser den Hottentotten Gnade gewähren will. Also wird der Krieg bald zu Ende sein. Dann komme ich auch sofort zurück.“ (Der weitere Verbleib der Kameraden hat sich aber geändert, wenn er annahm, daß der Aufstand nun unterdrückt sei. Denn es gibt auch heute noch mächtig auf dem Kampfschauplatz. D. Red.)

• Zur Hühnerjagd. In allen Theilen des Reiches bringen diese den Aufgang der Jagd und Hühner. Für den Weidmann und Jäger ist dieser Eröffnungstag ein Freudentag, zumal die Berichte der Jagdanhänger aus den meisten Jagden in diesem Jahre sehr günstig lauten. Man will viele starke Hühner gesehen haben und glaubwürdige Jäger, die es ja auch geben soll, versichern, daß sie in den Feldern Hühner von 15—20 Pfund angetroffen haben. Auch sind die jungen Hühner größtentheils schon ausgewachsen und gut bei Wildbret. Die Vorbedingungen für eine lohnende Hühnerjagd sind natürlich gut gepflegte Reviere und nicht zuletzt ein gutes Hühnerjahr, wie es das diesjährige zu werden verspricht. Auch muß man sich auf Hund, Kinte und Pulver unbedingt verlassen können. Ein guter, flott gehender, weit reitender und sicher stehender Hund ist die Würze der Hühnerjagd; die Hühner mehren sich dann rasch an dem Galgen der Jagdschasse, und dem Jäger bleibt in der Hitze der Augusthitze mancher Weg gespart. Durch schlechte Patronen oder oft auch durch schlechtes Pulver verliert man das Vertrauen zu seinem Gewehr, und dann beginnt die „Kleider“, die niemals gute Beute schafft. Stetiger Wind und Regen sind der Hühnerjagd ebenfalls wenig günstig, da die Hühner dann schlecht halten und nicht in die Dedung zu bekommen sind. Bei der Begehung oder Abkuchung der Felder muß der Jäger dann nachtrachten, die Hühner freizubekommen und den Hund zu bringen. Nicht immer geht dies, selbst bei einer guten Jagd, in der gewünschten Weise. Häufig sind die Hühner „nicht zu Hause“, oder wie die Jäger auch wohl sagen „beurlaubt“. Dann fällt das Ergebnis der Jagd sehr zur Unzufriedenheit des Jägers aus, und in einem solchen Falle soll es auch vorkommen, daß der Jäger in einem Wildbret geräth und mit „frisch geschossenen“ Hühnern nach Hause kommt, an denen noch wohlbesetzt der Preis verzeichnet ist.



Strafkammer-Sitzung vom 30. August 1905.

Rückfälliger Diebstahl.

Der Schneidergeselle Alfred Weigert von Langenhain ist gemeinschaftlich mit noch einem anderen unbekannten Manne am 13. Februar in eine Werkstätte an der Langgasse, wo einer der beiden bekannt war, eingedrungen und hat dort einen Koffer mit ziemlich werthvollem Inhalt entwendet. Den Koffer verbrachten die Leute in die Gegend der Klostermühle, wo der Unbekannte seinem Komplizen 10 M. gab und versprach, Abends in der Wirtschaft „zur Sonne“ auf ihn zu warten. Er stellte sich jedoch nicht zu dem Rendezvous. Einschließlich einer noch nicht verurtheilten Strafe soll Weigert 9 Monate Gefängnis verbüßen, abzüglich 1 Monat Vorhaft. Des Weiteren blüht er die bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre ein.

Gesundheitliches.

Dr. Thompson's Seifenpulver (Marke Schwan) ist seit langen Jahren in unzähligen Haushaltungen erprobt, wirklich vorzügliches Waschmittel. Es besteht in der Hauptsache aus einer Kernseife bester Qualität und enthält, wie die Analysen bezeugen, Chemiker festgestellt haben, keinerlei Bestandtheile, die schädlich auf die Wäsche wirken könnten. Bei Verwendung von Dr. Thompson's Seifenpulver erhält man ohne Nachtheile blendend weiße Wäsche. Ueber die Anwendung belehrt die jedem Packete aufgedruckte Gebrauchsanweisung. In der aus Dr. Thompson Seifenpulver bereitete Lauge löst sich der Schmutz ohne mühsames Reiben von selbst. Man spart daher bei größerer Schonung der Wäsche Arbeit, Zeit und Geld. Die Wäsche erhält durch Dr. Thompson's Seifenpulver einen angenehmen, frischen Geruch. Auch zum Reinigen der Hände nach grober schmutziger Arbeit und zum Reinigen und Schuttern bei Hausarbeit, gibt es kein besseres Mittel. Dr. Thompson's Seifenpulver kann daher jeder Hausfrau aufs beste empfohlen werden. Es ist zu haben in den meisten Drogerien, Colonialwaaren- und Seifengeschäften. Da minderwerthige Nachahmungen angeboten werden, achte man genau auf den Namen „Dr. Thompson“ und auf die Schutzmarke „Schwan.“

— Ein für jede Hausfrau praktisches Waschgeschell ist das im Inzeratentheil angezeigte drehbare Waschgeschell. Es besitzt die größten Vorzüge, da das Geschell an jedem Fenster angebracht werden kann, und zwar ohne Verletzung des Hauses und da es außerdem drehbar ist. Der Durchmesser des Rades ist 1,35 m. und stehen ca. 15 Meter Leine, zum Aufhängen von kleiner wie großer Wäsche zur Verfügung. Durch Ueberhängen eines Tuches über das Geschell kann die Wäsche vor Wind und Regen geschützt werden. Da das Geschell äußerst billig ist, kann es jeder Hausfrau empfohlen werden.

Gratis ein Stück feinste Blumenseife „Famos“.

erhält bei je 10 Packeten jeder regelmäßige Verbraucher von

Wasch Extract Famos

ANERKANNT BESTES WASCHMITTEL

Für die Reise

empfehle in größter Auswahl zu billigsten Preisen:

Reisekörbe,
Reise-Handkörbe,
Picknickkörbe,
Reise-Rollen,
Reise-Riemen,
Schwämme,
Schwamm-Beutel,
Seifendosen,
Hutkörbe,
Hutnachteln
(Holz und Papp).

Karl Wittich
Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgässchen

Alle Arten
Koffer, Handkoffer, Handtaschen.

Alle Bürsten für die Reise:
Zahn-, Nagel- und Haarbürsten.
Wäsche-, Schmutz- und Kleiderbürsten. 8033
Reise-Spiegel und -Kämme.
Reinigungs- und -Seifen und alle Toilette-Artikel.
Neuanfertigung u. Reparaturen aller Korbwaren.
Ferner alle Korb-, Holz-, Bürstenwaren,
Sieb- und Küferwaren, Putz- und Scheuer-Artikel.

Karl Wittich,
Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgässchen.

Gesetzlich geschützt!

Rabatt-Karte

D. R. G. M. 108081

Carl Claes

Wiesbaden, Bahnhofstrasse 10.
Wäsche, Wollwaren, Unterkleider
Strumpfwaren, Handschuhe
— Eigene Mäherel und Strickerel. —

Anweisung. Ich veranlasse auf Verlangen bei Beauftragten für je 50 Pfg. des bezahlten Betrags eine Rabatt-Markte im Werte von 2 Pfg. Diese Marken klebe man in die auf der Innenseite der Rabatt-Karte vorgedruckten Felder. Sobald die 100 Felder besetzt sind, zahle ich für die Rabatt-Karte 3 Mark in bar.

Für Raucher

empfehle als **Special-Marken:**

Prenzados	100 St. Mk. 5.25,
Brevas	100 St. Mk. 5.50,
Estrella	100 St. Mk. 6.50,
Flor de Lopez	100 St. Mk. 6.50.

Richard Ries,
26 Marktstrasse 26.

Selbstgekelterten süßen Apfelmöst

empfiehlt von heute ab täglich

Fritz Mack,
„Gasthaus zu den 3 Kronen“,
Kirchgasse 23.

Für Ihre Militärzeit

decken Sie Ihren Bedarf in
Trikothemden, Unterhosen, Reithosen, Militärschuhen, Socken, Strümpfen und Hosenträgern am besten und billigsten bei

L. Schwenck, Mühlgasse 13,
Wiesbaden.
Preislisten kostenfrei. 7932

Taschen-Glüh-Feuerzeug „LAVA“

Mk. 1.²⁵

Neu! Sensationell!

Die beim Öffnen des Deckels zum Platin-Glühstein tretende Luft bringt denselben sofort zum Glühen, sodass an ihm direkt die Zigarre oder Zigarette entzündet werden kann. Mit Schließen des Deckels Zigarette u. Zigarre hört das Glühen sofort wieder auf. Keine offene Flamme! Keine elektr. Batterie. Kein Benzin! Keine Pulververunreinigung! Ganzl. geruchlos!

Niederlagen in Wiesbaden:
Moritz Cassel, Langgasse 6; Carl Grünberg, Zigarrengeschäft; Otto Mondelsohn, Wilhelmstr. 10a; H. Schweitzer, Hoflieferant; Albert Wartenberg, Jakob Zingel Ww., Inh. Ernst Knabe, J. Wittenberg, Cigarettenfabrik.

Vor wertlosen Nachahmungen! Nur echt, wenn mit Wort „LAVA“ geprägt. 2 D.-R.-Patente und 3 Gebrauchsmuster angemeldet. 1232/261

Brennholz

Röhren p. Str. 1.20 M.
Kugelnch. „ 2.20 „
franko Haus, liefert
H. Gans, Zimmermeister
Ecke u. Hohenwerf, 60
Zahnstraße 12 und 14.



Nr. 204.

Freitag, den 1. September 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

In Mrs. Waltons schönes Gesicht war eine Starrheit eingezogen, die diesem einen fast schreckensvollen Ausdruck verlieh. Klara gewahrte es wohl und erschrak über den Ausdruck, doch schrieb sie ihn dem Widerwillen der vornehmen Dame zu, mit einem Mitgliede der Familie Hunter in Berührung zu kommen.

Doch das Gesicht Mrs. Waltons hellte sich auf und sie sagte mit einem Lächeln, das Klara fast noch mehr ängstigte, als ihr finsternes Gesicht:

„Ich finde Ihr und Ihres Vaters Interesse an dem jungen Manne sehr begreiflich und umso mehr, wenn seine Herkunft in so romanhaftes Dunkel gehüllt ist. Es ist ein Glück daß er kein Mitglied der Räuberfamilie ist.“

Ehe noch Klara etwas erwidern konnte, hallten draußen eilige Hufschläge wider und Mr. Stanford und Henry zügelten ihre Reiter an dem Portale des Hauses.

„Ah — da ist Papa und Mr. Henry.“ —

Mrs. Walton blickte mit Klara zum Fenster hinaus, wo eben die Herren aus dem Sattel stiegen. Ihre Augen waren mit starrem Ausdruck auf Henry gerichtet.

Die beiden Herren, die nur die Sporen abgelegt hatten, traten im Reitkleid ein.

„Ah, Mrs. Walton“, begrüßte sie zuvorkommend Stanford. „Sie sind uns willkommen. Wüssen so mit uns vorlieb nehmen. Gestatten Sie mir, Ihnen meinen jungen Freund, Mr. Henry vorzustellen.“

In dem starren Blicke, der auf den sich leicht verneigenden Henry gerichtet war, lag etwas Scheues, das diesen Augen sonst fremd war. Henry sah die schöne Frau, die er von seiner ersten Begegnung mit ihr nicht vergessen hatte, mit einer Aufmerksamkeit an, die diese zwang, von seinen forschenden großen Augen den Blick abzuwenden.

Henry hätte nicht zu sagen vermocht, warum ihn das Gesicht der Dame so fesselte; hatte er jemals ähnliche Züge schon gesehen?

Langsam sagte sie dann: „Mich dünkt, wir haben uns schon gesehen“ und wandte sich zu Mr. Stanford mit der Frage: „Sie haben einen Ritt durch die Wälder unternommen?“

„Ja, und wir, oder besser Mr. Henry hat die Entdeckung gemacht, daß ein Mitglied der berühmten Hunters sich hier herumtreibt. Sagen Sie Mr. Walton, er solle auf seine Pferde acht geben, nach denen greifen diese Burtschen zuerst.“

„Ich habe bereits von Miß Klara vernommen“, sagte sie nach kurzem Schweigen, „daß dieser Herr durch eine seltsame Verletzung romantischer Umstände in diese Familie gerathen ist.“ Ihr Auge traf diesmal voll Henrys Blick.

„Ja, und es wird hoffentlich gelingen, diese Umstände aufzuklären und die Netze zu vervollständigen. Einstweilen ist Mr. Henry mein Freund und gehört zu meiner Familie.“

Mrs. Walton wiederholte hierauf mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit ihre Einladung und fügte hinzu: „Selbstverständlich ist auch Mr. Henry willkommen.“

Stanford verneigte sich.

„Da nun meine Mission erfüllt ist, will ich den Heimweg antreten. Adieu, mein liebes Kind.“

Sie küßte Klara auf die Stirn, grüßte mit einem leichten Kopfschütteln Henry und begab sich, von Mr. Stanford begleitet, zu ihrem Wagen, der gleich davontollte.

Mrs. Walton muß Ihnen sehr gefallen haben, daß Sie sie fortwährend anblickten, Mr. Henry?“ sagte Klara, als sie mit Henry allein war.

„Gefallen“, erwiderte er nachdenklich, „ich weiß es nicht, aber ich mußte sie immer ansehen, das ist richtig.“

„Sie ist sehr schön, nicht wahr?“

„Das weiß ich wirklich nicht“, sagte er ganz unschuldig, und Klara lachte.

„Nein, es war nicht das. Aber es ist mir oftmals auf meinen Jagdzügen begegnet, daß ich ein Thal oder eine Waldblöße zum ersten Male erblickte und sicher glaubte, ich hätte sie schon gesehen. Um, ich weiß es wirklich nicht, aber schon, als ich das erste Mal die Frau sah, mußte ich das Gesicht immer ansehen.“

Mr. Stanford kam zurück. Er hatte Henry seine Bitte gern gewährt, auf Wilmington zu erscheinen, aber nicht bedacht, daß er in die Lage kommen könne, den Pflegeohn der Familie Hunter in Gesellschaft zu führen. Das konnte trotz des hohen Ansehens, dessen er sich erfreute, zu Unlieblichkeiten führen.

Doch war ihm sein junger Gast werth genug, um es darauf ankommen zu lassen.

Einige Meilen von Wilmington entfernt lag das glänzende Heim Mr. Waltons in ringsum trefflich angebauter Gegend. Schon aus der Ferne zeigten das stattliche, mit Flügeln versehene Herrenhaus, die Gärten mit Parkanlagen, die Ställe und Wirtschaftsgebäude, die das Schloß auf der Rückseite einfaßten, daß man sich dem Sitze eines großen Herrn nahte.

Auch in der trefflichen Beschaffenheit der Landstraßen und der Pflege der Seitenwege zeigte sich der Einfluß eines großen Landgebietes. Im Schatten der hohen Bäume, die die Landstraße einfaßten, welche den Strom entlang führte, fuhr langsam ein mit zwei Pferden bespannter Phaeton, den ein galoppirter Neger lenkte.

Im Fond des Wagens saßen zwei Damen. Die jüngere war, obgleich sie bleich und kränklich ausah, eine anmutige Erscheinung. Es lag in der leicht in den Wagen zurückgelehnten Gestalt, in dem matten Ausdruck der Gesichtszüge etwas Hilfsloses, Leidendes, das zur Teilnahme an dem zarten Wesen herausforderte.

Die Dame neben ihr, deren hübschen Züge, obwohl sie älter sein mochte, als ihre Gefährtin, sich viel jugendlich Mädchenhaftes bewahrt hatten, nahm durch offenen, freundlichen Ausdruck ihres frischen Gesichtes sehr für sich ein.

Die junge Dame sah träumend vor sich hin; dann und wann streifte ein zärtlicher Blick ihrer Begleiterin ihre lieblichen Züge, die schönes, abgeschliffenes Paar einrahmten.

Nach einiger Zeit sagte die Ältere:

„Ich fürchte, wir werden umkehren müssen, Miß Vittoria, Mrs. Walton könnte ungehalten sein, wenn sie zurückkehrt und uns nicht vorfindet.“

„Mag sein,“ erwiderte die Jüngere, und ihre Brauen zogen sich zusammen, „es ist mir gleichgültig.“

„Ja, Ihnen, Miß Vittoria, aber ich fürchte, der Hohn Mrs. Walton wird mich treffen, ich bin nicht beliebt bei ihr.“

Zärtlich legte das junge Mädchen den Arm um die Schultern ihrer Begleiterin und sagte traurig: „Und ich bin nicht im Stande, Sie zu schützen, meine liebe Miß Bolton. Lassen Sie uns noch bis zu dem Bache fahren, dann wollen wir umkehren.“

Lächelnd nickte Miß Bolton.

„Ich weiß es wohl,“ fuhr Miß Vittoria fort, „sie mag sie nicht, weil ich Sie lieb habe. Aber Sie müssen schon um meinwillen Geduld üben, ich bin sonst ganz verlassen.“

„Sie wird nicht so leicht erschüttert werden.“

„Ja, ich weiß es, Sie haben das arme Mädchen lieb, und Sie soll Mrs. Walton nicht vertreiben, sie soll erfahren, daß ich nicht so gänzlich willenlos bin. Ach, wenn sie doch bald wieder auf Reisen ginge und wir mit dem armen Papa allein wären. Bob hat es gut in Westpoint, er kommt nur hierher, wenn Mrs. Walton abwesend ist. Sie hat der liebe Gott mir in der That geschickt, alle anderen sind ihre Kreaturen, die den armen Papa und mich umlauern. Der arme, kranke Pa!“

„Vertrauen Sie auf die Zukunft, Miß Vittoria. Ueber kurz oder lang werden Sie einem geliebten Gatten die Hand reichen und Ihr eigenes Heim haben.“

„Ach, seufzte die junge Dame, wer wird mich armes, krankes Mädchen wohl nehmen?“

„Ihre Gesundheit hat sich merklich gekräftigt, und Sie werden bald die volle Jugendkraft wieder erlangt haben.“

„Gott gebe es. Daß ich neue Freude am Leben habe, das verdanke ich Ihnen, ich habe doch ein Menschenherz gefunden, das mich versteht und mit mir fühlt. Papa ist ja gut, aber er ist krank und —“ fügte sie leise hinzu, „fürchtet sich vor dieser Frau. Sie Miß Bolton, sind mir der beste Arzt gewesen.“

„So habe ich doch etwas von meinem Vater geerbt, der ein sehr geschickter Arzt war,“ erwiderte lächelnd Miß Bolton.

Während die Damen so plauderten, fuhr der Wagen langsam dahin. Der hochsitzende Kutscher gestattete ihnen, einen des Weges langsam dahertommenden Reiter erst in kurzer Entfernung vor dem Wagen zu gewahren. Der Mann ritt im Schritte firmend einher. Als Miß Bolton das Gesicht des Mannes unter dem breitrandigen Hut deutlicher erblickte, suchte sie jäh zusammen, so daß Vittoria sie fragend ansah. Der Reiter, dem Miß Boltons Augen so forschend begegneten, als ob all ihr Innenleben sich in ihrem Blicke gesammelt hätte, zog grüßend den Hut, als er zwei Damen in dem Wagen erblickte und: „Mr. Weller —“ rang es sich fast tonlos von Miß Boltons Lippen, die zum Erschrecken bleich geworden war. Der Reiter hieß jäh überrascht sein Ross an bei dem Ruf und blickte Miß Bolton an. Der Kutscher, der glauben mochte, daß die Damen den Reiter sprechen wollten, hielt. Ein überaus freundliches Lächeln erschien in dem Gesicht des Reiters, als er jetzt sagte:

„Miß Bolton, mein guter Geist in den Tagen der Verzweiflung! Welch freundlicher Stern führt mich Ihnen in den Weg?“

Miß Bolton war sehr erregt, und diese Erregung gab sich in der mißbillig abwechselnden Röthe ihres Gesichts so deutlich kund, daß der Reiter, um ihr Gelegenheit zu geben, ihre Ueberwachung zu bemeistern, grüßend den Hut vor Miß Walton zog und sich als Mr. Hohenthal vorstellte.

Vittoria Walton, welche die tiefe seeliche Erregung ihrer Gefährtin erkannte, sagte seinen Gruß erwidierend:

„Ah, Sie sind ein alter Bekannter von Miß Bolton, Mr. —?“

„Hohenthal, Miß,“ erwiderte dieser nachdrücklich, „den Namen Weller führte ich nur zeitweise und nicht zu Recht.“

„Ja, Mr. Hohenthal,“ sagte jetzt Miß Bolton, und ihr Gesicht zeigte unendliche Freude, „wie freut es mich, Ihnen wieder zu begegnen,“ und sie streckte ihm die Hand hin.

„Sie sehen Miß Walton vor sich,“ fuhr sie fort, „deren Gesellschafterin ich bin.“

„Freundin,“ sagte lebhaft Miß Walton und legte den Arm um Miß Bolton Taille, „meine einzige Freundin, Mr. Hohenthal.“

„Sie begleiten uns auf dem Rückweg, wir müssen den Heimweg antreten.“

Sie winkte dem Kutscher, umzukehren, und Hohenthal ritt am Schlosse der langsam fahrenden Kutsche her.

„Welch ein Wunder führt Sie hierher, Mr. Hohenthal?“ fragte Miß Bolton.

Ich bin seit Jahren ein Wanderer, der hoffnungslos die Welt durchheilt, um Ruhe zu finden. Doch den besondern Anlaß, daß ich hier weile, bildet ein Unfall, der dem Dampfer begegnete, der mich trug, und ihn zwang, die Passagiere an das Land zu setzen. Da es mir gleichgültig ist, wo ich weile, kaufte ich mir ein Pferd, um durch das Land zu reiten.“

Sie lautete seinen Worten, die soviel schmerzliche Entsagung verrieten, mit Trauer.

Sie berichtete dann, daß ihre Eltern seit Jahren tot seien, daß ihr Vater sein Vermögen in unglücklichen Spekulationen verloren habe und sie genötigt sei, sich ihr Brot zu erwerben.

„Und einem armen Mädchen die einzige Freundin zu sein,“ schaltete Miß Walton, die mit Theilnahme zuhörte, herzlich ein.

„Sie werden uns besuchen, Mr. Hohenthal, mein Vater wird Sie als Freund von Miß Bolton gern willkommen heißen.“

Hohenthal verneigte sich dankend.

„Wohin werden Sie Ihre Schritte lenken, Mr. Hohenthal?“ fragte Miß Bolton.

„Ich habe an Bord des Schiffes die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der mir, ein seltenes Ereigniß in meinem Leben, in sehr hohem Grade sympathisch war. Der Wunsch, ihn wiederzusehen, hat mich eigentlich veranlaßt meine Schritte nordwärts zu lenken, statt den nächsten Dampfer nach Süden zu benützen.“

Das Geplauder verstummte eine Weile, da der Kutscher die Pferde ausgreifen ließ, und Hohenthal, der noch immer sehr gut im Sattel saß, sprengte nebenher.

Der Anblick Miß Boltons rief eine Fluth trüber Erinnerungen in ihm wach, die nur von ihrem freundlichen Bilde überstrahlt wurden. Sie mochte bis jetzt über dreißig Jahre zählen, aber das Gesicht war noch das liebe, gute das ihm so wohl gethan, wenn es ihn theilnahmsvoll anblickte.

Er hatte ihrer in seinem unstäten Leben, in das ihn theils der Wunsch, seine Frau zu entdecken und von ihr Gewißheit über das Schicksal seines Kindes zu erhalten, theils auch eine nagende Verzweiflung über so harte Schicksalsschläge getrieben, selten, doch dann mit inniger Dankbarkeit gedacht.

Nach und nach hatte sich eine Art Menschenchen in Hohenthal herausgebildet, die mitten im Getriebe des Lebens ihn immer einsamer werden ließ, einsamer und verbitterter. Er hatte endlich selbst seine Freunde vernachlässigt. Auf weiten Reisen selbst in den Prärien des Westens, zwischen Jägern und Indianern, hatte er Ruhe gesucht, ohne sie zu finden, war in die Städte des Ostens zurückgekehrt, hatte sogar die Heimath aufgesucht, um dort eine neue Grundlage für sein Leben zu gewinnen, doch auch da vergeblich, und war zurückgekehrt, einsam wie zuvor. Seine einzige Freude war noch gewesen, Leid zu lindern, wozu ihn ein statliches Einkommen — sein Vermögen hatte er sich auf der Staatsbank angelegt — in den Stand setzte.

Er hatte Miß Bolton schon längst verheirathet geglaubt. Ihm wollte es bedünken, als sei dieses unerwartete Wiedersehen glückverheißend.

Der einzige Mensch, der in diesen Jahren ihm Theilnahme abgewonnen, war der junge Mann, der ihn vor der Nothheit des Dankes geschützt hatte. Die kindliche Offenheit des jungen Hünen, die aus dem Antlitz wie aus seinen Worten sprach, hatte ihm in seltenem Grade wohlgethan. Gezwungen, an das Land zu gehen, wollte er die Gegend nicht verlassen, ohne ihn noch einmal wiederzusehen zu haben.

Als der Wagen endlich wieder langsam fuhr, war auch das Herrenhaus von Woodhill in Sicht.

„Ich hoffe, Sie werden Ihren Fuß nicht weiter setzen, ohne mich aufgesucht zu haben, Mr. Hohenthal.“

„Nein, Miß Nelly, ich komme.“

„Ich wiederhole dringend meine Einladung,“ sagte Miß Vittoria.

„Ich werde die Ehre haben, Ihren Herrn Vater aufzusuchen.“

Miß Walton reichte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen.“

Er zog den Hut und verneigte sich.

In diesem Augenblick fuhr in schärfster Gangart der Pferde eine Equipage, in einiger Entfernung ihren Weg kreuzend, vorüber.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber den Singsinn der Frauen. Ein galanter amerikanischer Professor Otis T. Mason aus Washington spricht den Frauen gar manche Fähigkeit zu, die sie von den in anderer Hinsicht reichlich bedachten Männern voraus haben sollen. Den Spiegelsinn nennt er die Fähigkeit, die er bei den Frauen entdeckt haben will, und die ihnen gestatten soll, sich und ihre Umgebung, sowie das, was hinter ihnen vorgeht, auch ohne jeglichen Spiegel, gleichsam ahnend, zu sehen. Sie hätten ein Sehvermögen in den Fingerspitzen, das ihnen ermögliche, mit ihren zierlichen Händen Wunder zu tun. Der gelehrte Herr gerät in Ekstase über die Geschicklichkeit, womit eine Frau ihr Haar leicht und schön in einen wundervollen Haarnoten flicht, ohne ihr Werk im Spiegel zu betrachten; über ihre Feinheit, womit sie den verworrensten Knoten im Garn auflösen kann, während der Mann hilflos daneben steht, wenn er ihn nicht wie Alexander durchhauen darf; über die Geschwindigkeit, mit der sie einen Knopf fest und sicher annäht. Er erklärt dieses wunderbare Talent manueller Sensibilität und Geschicklichkeit damit, daß die Frauen in der Vergangenheit die Industrie besorgten, da der Mann die Pflichten des Krieges, der Jagd und vielleicht teilweise des Ackerbaues auf sich nahm, wodurch seine Finger nicht die Biegsamkeit und Geschicklichkeit erlangen konnten wie diejenigen der Frau, welche die Gewandtheit und Schnelligkeit ihrer Feinhande also auf den Fleiß ihrer Altermütter bis in die „Steinzeit“ zurückführen muß. Daß zierliche Frauenhände in mühsamen Handarbeiten, in Stinkigkeit und Gewandtheit Hervorragendes leisten können, — wie es die staunende Bewunderung der meisten Herren erregt, wenn eine Frau mit keinem anderen Handwerkszeug als einer am unteren Ende gekrümmten Nadel aus einem Knäuel Garn die wundervollsten Häkelspitzen hervorzaubert — ist jedem bekannt, wie auch, wie sehr Ausbildung des Taschnes dazu beiträgt, das Sehvermögen zu ersetzen, was wir bei den Blindenarbeiten bewundern können. Aber der gelehrte Herr vergißt, wie viele Handwerker die Nadel führen, wie man behauptet, sogar akkurater und sicherer wie eine Frau. Wenigstens haben Damenschneider vor Damenschneiderinnen den Vorrang, was sich auf die tadelloser Ausführung der Arbeit zurückführen läßt. Was aber grazioses Arrangement zierliche Anordnung und geschmackvolle Garnierung, überhaupt alles, was ins Putzschloß schlägt, darin anbelangt, so wird in dieser Beziehung die Frau immer dem Manne überlegen sein; die Grazie der Fingerspitzen ist nun einmal Spezialität der feinen Frauenhände; das Vermögen die plumperen Hände des Mannes selbst nach jahrelanger Gewöhnung nicht zu erreichen, wie z. B. das akkurate Annähen eines Knopfes, das mehr wissenschaftlich und streng nach den Gesetzen des Gleichgewichts erfolgen muß. Wer freilich, wie vermutlich Herr Otis T. Mason seine Jugend mit Latein, Griechisch und Mathematik, und seine späteren Jahre mit Sanskrit und sonstigem gelehrten Kram verbringt, dem wird das Annähen eines Knopfes eben immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, und die Tücke des Objekts in dieser Beziehung wird ihn immer bewundernd zu seiner Gattin oder Haushälterin emporheben lassen. Ein anderer Spiegelsinn der Frau ist aber noch zu erwähnen, den sie als echte Evastochter bei jeder legend möglichen Gelegenheit ausübt: das Talent, in jedem noch so kleinen Scherben Spiegelglas, im Ladenfenster, in der Drehscheibe ihr eigenes Bild zu erschaffen und in der Schnelligkeit einer Sekunde zu erspähen, ob die Ködchen auch wohlgeordnet sind, ob der Hut gerade sitzt, der Rock richtig fällt, kurz und gut, ob die Erscheinung auch den richtigen Eindruck macht. Eine kleine weibliche Schwäche, aus dem Wunsche zu gefallen entspringen; aber es macht auf den Beobachter doch einen lächerlichen Eindruck, wenn man, zufällig vor einer der großen Spiegelscheiben der modernen Schaufenster stehen bleibend, gewahrt, wie so ein törichtes, kleines Fräulein eilig an Hut oder Ködchen klopft und dann befriedigt weiter geht, ohne Ahnung, daß dieser flüchtige Moment befriedigter Eitelkeit einen Beobachter gefunden hat. Zu den edleren Fähigkeiten gehört dieser Spiegelsinn im wahren, wörtlichen Sinne nicht; eine wahrhaft feingebildete Frau wird diese kleinen Schwächen auch niemals nachahmen, wenn sie auch von Haus aus die rechte Sorgfalt auf Aussehen und Kleidung legt, die sich nun einmal gehört.

Kaiser-Parade in Addis-Abeba. Der amerikanische Generalkonsul in Marseille, Herr Robert P. Skinner, war im Jahre 1903 von der Regierung in Washington beauftragt worden, eine handelspolitische Mission nach Abessinien zu unternehmen und dem Kaiser Menelik im Namen der Vereinigten Staaten seine Aufwartung zu machen. Ueber die Ergebnisse der Expedition berichtet Skinner später in fesselnder Weise in einem *New Yorker Waite*. Nach einer beschwerlichen Reise durch die Wüste erreichte man am 18. Dezember 1903 die Hauptstadt Meneliks. Etwa drei Meilen vom Palaste des Kaisers wurde das Lager aufgeschlagen. Kaum war dies geschehen, als auch schon ein Ver-

treter des Kaisers, der europäische Ratgeber und Staatsrat Chef-neur, erschien, um die Kommission im Namen des Herrschers zu begrüßen. Zwei Stunden später brach dann Herr Skinner mit seinen Begleitern nach dem Abess, dem Sitz der Regierung, auf, begleitet von einer glänzenden Eskorte von Tausenden von äthiopischen Kriegern unter dem Kommando der berühmtesten Generale der äthiopischen Majestät. Das sich hier entwickelnde Bild muß in seiner Farbenpracht geradezu wunderbar gewesen sein. Doch lassen wir Herrn Skinner selbst sprechen: „Obwohl uns bereits bei unserer Ankunft in Harar seitens des Heerführers Ras Makonnen ein geradezu glänzender Empfang zuteil geworden war, waren wir doch sehr erstaunt über den Prunk und die Pracht, die uns hier erwarteten. Schon einige Tage vorher waren die Unterfönige, die sogenannten Ras, mit ihren Streitkräften in der Residenz Addis-Abeba (die neue Blume) eingetroffen. Die weiten Wiesen ringsum und die sie umgürtenden Höhen waren bedeckt mit Tausenden von Zelten. Am Südsahange der Höhe, auf der sein Palast steht, hatte der Kaiser ein Terrain ausgesucht, das zur Truppenschau sich vorzüglich eignete. Vor einer wohl 200 Fuß langen, mit einem Zeltdache versehenen Tribüne zieht sich eine etwa 300 Fuß breite Ebene hin, die von einem mächtig ansteigenden Höhenzuge begrenzt wird. Unter dem Zelte war der Thron des Kaisers errichtet. Ringsherum in Gruppen standen die abessinischen Würdenträger. Pflöchlich dominierten die Kanonen. Zunächst ein Gruß von 200 eingeborenen Artilleristen, die unter dem Kommando eines europäischen Offiziers standen, und dann noch eine Salve von 21 Schüssen zu Ehren der Vereinigten Staaten. Wir näherten uns dem Thron. Der Kaiser erhob sich und begrüßte uns. Der Empfang war herzlich, aber formell. Dann folgte die Truppenparade, ein Schauspiel, das in seiner Prachtigkeit schwer zu schildern ist. Ich habe manchen Herrscher Europas in seinem größten Glanze geschaut und orientalische Fürsten den ganzen Pomp ihrer Macht entfallen sehen, niemals aber ein Bild erblickt, so malerisch schön und von solcher Farbenwirkung, wie des äthiopischen Kaisers gewaltige Heerschau. Im glühenden Glanze der Sonne wälzt es sich heran aus Westen, das bunte Heer der äthiopischen Krieger. Voran rasen Reiter auf prächtigen Pferden. Wie eine Lawine stürzt ihre Masse daher und ist im nächsten Augenblick vor dem Herrscher. Löwen- und Pantherfelle flattern um die in reiche Seide gekleideten schwarzen Gestalten; die Goldschilde blitzen, und die Lanzen funkeln im Sonnenlicht. Begeistert grüßen die schwarzen Söhne der Wüste, meist den wilden Galla angehörig, ihren Herrscher, und tausendfach pflanzt sich das Echo ihrer Hurra von Truppe zu Truppe fort. In Kolonnen, die die ganze Breite der Ebene einnehmen, naht das Fußvolk; wie eine Meereswelle, die unaufhaltsam vorwärts strebt und größer und größer wird, wälzt sich Schar auf Schar heran; im Klang der aufeinanderschlagenden Waffen und im Lärm des Kriegesganges heransuchen die wilden Krieger sich selbst, und oft verläßt einer die Masse, um vor die Tribüne zu stürmen, wo er die Waffen von sich wirft, um huldigend den Boden zu küssen vor dem „König der Könige“. Dieser selbst aber sitzt ruhig auf seinem purpurfarbenen Throne; unbeweglich ist sein Gesichtsausdruck, und zuweilen nur leuchtet es auf in den Augen wie von zurückgehaltenem Stolz und innerlicher Befriedigung. Die letzten Truppen waren vorübergezogen, als der Kaiser sich erhob, um uns das Heer nochmals persönlich vorzuführen. Damit nahte der Höhepunkt der Truppenschau. In der Ferne löste sich der dumpfe Schuß einer Kanone, und bald darauf sah man die Heeresmassen sich zum zweiten Male heranwölben. Die Feuerschilde der Artillerie, die auf allen Höhen aufgestellt war, dominierten ihren Gruß, und aus Tausenden von Gewehren knatterte das Pelotonfeuer. Seinen Gardien voraus, schon von weitem kenntlich durch den roten Schirm, das Zeichen der kaiserlichen Würde, sprengt der Negus heran. Ihm folgen die Ras und die höchsten Würdenträger, die phantastisch-wilden Gestalten der Galla-Krieger. Dann kommt das Heer in raschem Laufe, lärmend, singend und unaklässig die Gewehre abschießend. Gold blitzt von den zahllosen Schilden und Kopfbedeckungen, den schweren Ketten und kunstvollen Agraffen, die Brust und Schultern schmücken. Dazwischen flattern die blendend weißen Schamas der Soldaten, die seidenen prächtigen Tücher, die sie turbanartig ums Haupt gewunden haben, die bunten Leopardsfelle, die von den Schultern herniederwallen, und all der Zierrat an silbernem und goldenem Körperschmuck; Samt, Seide und wogende Straußfedern bilden eine Farbensymphonie von herabender Schönheit. Und der Kaiser selbst! Völlig verändert ist sein Aussehen. Das Pferd, das er reitet, über und über behangen mit prächtig verzierten Stoffen, erinnert an die Ritterzeit. Ueber das weiße Alasgewand des Negus schlingt sich der goldverbrämte Purpur, und die Stirn ziert ein breittes Band, das aus einer Löwenmähne geschnitten und eingefasst ist von einem blitzenden Goldreif, von dem unzählige goldene Ketten herniederhängen. Nach der Parade kam der Kaiser nochmals zur Tribüne zurück und richtete einzelne Worte an uns, womit der offizielle Empfang sein Ende erreicht hatte. Unter Begleitung der Privatkapelle des Kaisers, die europäische Weisen spielte, wurden wir dann nach der Wohnung des Ras Waldo Gorgis geführt, wo Quartiere für uns bereitet waren.“



In welchen Ländern lebt man am längsten? Dr. Luigi Samboni in Rom hat eine statistische Arbeit über die Langlebigkeit in den verschiedenen Ländern der Erde im *Journal d'Hygiene* eröffnet, in der er bestimmten Einspruch erhebt gegen die allgemeine Annahme, daß die Lebensdauer des Menschen in warmen Ländern kürzer sei als in kalten. Um seine abweichende Ansicht zu stützen, berechnet er die mittlere Lebensdauer zweier Völker, die in Bezug auf ihre Heimat Antipoden sind, und zwar Araber und Eskimos. Beide Völker haben eine durchschnittliche Lebensdauer, die 25 Jahre nicht übersteigt. Die Völkerstämme, welche die ungastlichen Küsten Südamerikas bewohnen, leben nicht weniger lange als andere Völker, die in den Hochgebirgen im Innern desselben Kontinents die Gunst eines gesunden und gemäßigten Klimas genießen. Die indischen Eingeborenen, die vielfach schon mit dem neunten Jahre ihre gescheitliche Reise erlangen, erreichen im allgemeinen ein ziemlich hohes Alter. Ueber die Lebensdauer bei den verschiedenen Völkern Europas hebt Samboni folgende Angaben hervor: Spanien zählt bei einer Bevölkerung von 18 Millionen 401 Personen mit einem Lebensalter von über 100 Jahren, während England unter seinen 27 Millionen Einwohnern nur 146 Hundertjährige aufzuweisen hat. In allen Ländern ist die Sterblichkeit in den Städten am größten, was freilich nicht auf Rechnung des Klimas zu setzen, sondern auf die Verschlechterung der Lebensbedingungen infolge der dichteren Zusammendrängung der Bevölkerung zu schieben ist. In bezug auf das Erreichen eines durchschnittlichen Greisenalters, als das wir die Grenze von 60 Jahren annehmen wollen, steht Frankreich am günstigsten da, wo auf 1000 Personen 127 dieses Alter aufweisen; in England sind es 102, in Norwegen 90, in Schweden 88, in Dänemark 84, in Deutschland und Holland je 77, in Schottland 72, in Irland 60, in Griechenland 58 und in Spanien nur 56. Bei den außereuropäischen Völkern fällt dieses Verhältnis der Sechzigjährigen noch bedeutend unter diese Zahlen: in Südamerika gibt es unter 1000 Einwohnern nur 50 in einem Lebensalter über 60 Jahre und in Indien nur 40. Trotzdem derartige Angaben im einzelnen ganz interessant sind, so haben sie doch für die Beurteilung der durchschnittlichen Lebensdauer keinen großen Wert, denn zur Beurteilung derselben müßten genaue Berechnungen der Personenzahl mindestens für jedes Alter von 10 zu 10 Jahren gemacht werden.



Liebe Schwester!

Wir hatten am vorigen Sonntag ein Geburtstagsdinner auszurichten, und denk' Dir, unsere Kochschule besitzt schon solchen Auf, daß die Familie eines Gutsbesizers, der drei Stunden entfernt wohnt, bei uns das Menü bestellte. Einer unserer Köche fuhr mit hinaus und einige Tage später, als die Rechnung beglichen worden war, sagte uns die Vorsteherin, daß auch diesmal alles zur größten Zufriedenheit ausgefallen sei. Solch ein Lob macht uns alle recht stolz; wir freuen uns jedesmal, daß uns, nach redlich geleisteter Arbeit, die Anerkennung nicht versagt wird. Die Speisefolge war recht gut gewählt; wir hatten:

1. Mäusen.
2. Suppe nach Art der Schotten.
3. Kleine Pastetchen von Lammsmilch.
4. Schinken in Madeira.
5. Filets von Seezunge.
6. Gefüllte Tomaten.
7. Bressinen auf gerösteten Brotschnittchen.
8. Kuchen.
9. Dessert.

Zu der Suppe nach Art der Schotten nimmt man ein derbes Stück Kalbfleisch und eine Henne. In den Suppentopf gießt man ungefähr 4 Eiter Wasser, tut das Fleisch und das Geflügel hinein und setzt den Topf aufs Feuer. Nachdem alles einige Male aufgekocht ist, schäumt man die Suppe und setzt den Topf zur Seite. Eine Zwiebel wird in seine Scheibchen geschnitten, ebenso einige Gewürznelken, ein Bulet Suppenkräuter, etwas Salz und einige Pfefferkörner dazugetan und die Bouillon so ungefähr drei Stunden an der Seite des Feuers im langsamen Kochen erhalten. Dann schneidet man kleine Karotten, zwei Rüben, etwas Sellerie und Porree in dünne Streifen, und läßt diese in etwas Bouillon weich werden. In Butter dämpft man eine Handvoll Perlzwiebel und gibt sie der Bouillon bei, die dann fest zugedeckt weiter zieht. Wenn das Huhn gar geworden ist, nimmt man es aus der Brühe, entfernt sauber das weiße Fleisch, legt es in einen Napf, während das Gerippe wieder in die Bouillon kommt. Wenn diese genügend eingekocht ist, wird sie geschäumt und durch eine in heißes Wasser getauchte Serviette gegeben und in einen Topf getan. Jetzt werden die weich gewordenen Suppenkräuter und die Perlzwiebeln

Saugetan. Das Hühnerfleisch wird fein gehackt; nach und nach mischt man etwas leichtes Brotwein hinein und treibt das Fleisch dann durch ein feines Sieb und fügt zum Schluß noch eine kleine Messerspitze von vier gehackten Gewürznelken und ein gutes Desslter süße Sahne hinzu. Vor dem Anrichten wird die Suppe noch einmal gut geschäumt und mit dem Geflügel Porree gebunden; sie muß ganz heiß gemacht werden, ohne daß sie ins Kochen kommen darf; dann, so wie sie in die Suppenterrine gegossen ist, schiebt man sie schnell zur Tafel.

Die kleinen Pasteten aus Lammsmilch (oder Kalbsmilch) bereitet man wie folgt: Die Milch blanchiert man leicht in Salzwasser, teilt sie und kocht sie in ein wenig Bouillon weich. Dann schneidet man sie in kleine Scheiben, fügt etwas Träffeln und Junge, die abgehäutet und auch in kleine Streifen geschnitten ist, dazu. Dann mischt man diese Masse mit einer Bechamelsauce, oder, wenn die nicht schnell gemacht werden kann, bereitet man eine aus dem Bratenfah der Träffeln und etwas leichtem Rotwein. So wird die Farce in eine Papierhülle gefüllt, welche leicht gebuttert sein muß. Geriebene Semmel und ein nußgroßes Stück Butter wird darüber getan, die Hüllen auf ein Blech gelegt und einige Minuten in den Ofen geschoben, um leichte Farbe zu nehmen. Auf einer heißen Platte werden die Pastetchen mit einer Serviette bedeckt auf den Tisch gegeben.

Die filets der Seezungen. Man wählt dazu die frischesten Fische, zieht die Haut an beiden Seiten ab, löst vorsichtig die Filets aus, klopft sie leicht, und legt sie zu zwei zusammen. Die Abschnitte werden mit zwei Dessltern Weißwein und Wasser oder etwas Bouillon aufgelegt, Petersilie und Salz daran gegeben und kurz eingekocht; dann durch ein Sieb getrieben. Die Filets kommen in einen Schnellbrater, die kurz eingekochte Bouillon wird darübergefüllt und der Topf zugedeckt auf mäßiges Feuer gestellt. Dann kocht man in einem irdenen Topf einige Krebse, bricht die Schwänze aus und hält sie in ein wenig Wein heiß. Die Schalen der Krebse füllt man mit einem Stück frischer Butter, kocht es zur Seite des Feuers und gießt die Flüssigkeit dann durch ein Sieb, unter welches man einen Napf kaltes Wasser stellt. Ist die Krebsbutter zerronnen, so nimmt man sie ab. Einige Löffel Bechamelsauce verquirlt man mit dem Bratenfah der Seezungen, treibt ihn durch ein Sieb und schlägt die Sauce — wenn sie vom Feuer abgenommen ist — tüchtig und träufelt ab und zu ein wenig Krebsbutter dazwischen. Beim Anrichten werden die Filets französisch auf einen Teller gelegt; die Mitte garniert man mit den Krebschwänzen; das Gericht wird mit der Sauce maskiert und möglichst heiß zu Tisch gegeben.

Auch diesmal kannst Du einige Nummern streichen, wenn Dir das Menü zu groß sein sollte, und nur in Kürze geben;

1. die Suppe;
2. die Pasteten;
3. die Seezunge;
4. das Dessert.

Gutes Gelingen wünscht

Deine Lottie.

Verstehen Tiere Spaß? An einem Jultage beobachtete Tierarzt Dr. Daksgrein in Hannover, in einer Jagd am Rande der Lüneburger Heide, daß ein Storch, der über das Moor strich, zweimal nach einem Sprung Rehe stieß, die unter ihm herflüchteten. Um eine Abwehr der Rehe von flügender Storchbrut konnte es sich nicht handeln, da der Storch allein war, auch hat der Storch, seitdem Stein- und Seeadler dort nur noch zufällig vorkommen, unter der Tierwelt keinen Feind mehr. Es konnte sich also nur um eine Neckerei handeln. Bei zahmen Tieren, besonders bei Hunden, kann man ja oft beobachten, daß sie gegen andere Tiere und gegen den Menschen sich einen Spaß erlauben, auch zahme Krähen, Raben, Elstern usw. scherzen oft, manchmal in ziemlich niederträchtiger Weise, mit ihren Hausgenossen; bei wilden Tieren ist Scherz gegen andere als gegen Artgenossen noch wenig beobachtet. Vor einigen Jahren machte ich, so erzählt H. Löns-Hannover in der *Fisch. Jäger-Zeitung* weiter, eine Beobachtung ähnlicher Art bei einem Bock, und zwar in Markensdorf an der Aller: Als ich Ende April im Schirm saß, um einen Hahn zu schießen, der auf dem Alee vor mir balzte, trat ein guter Bock aus, zog auf den Hahn zu und machte eine forselbewegung. Der Hahn strich ein Endchen weiter und balzte dort fort. Der Bock zog wieder auf ihn los und tat wieder so, als wollte er den Hahn forkeln, und der Hahn strich wieder etwas fort und balzte weiter. Als aber der Bock zum dritten Male den Alk machte, strich der Hahn ab. Er nahm die Störung aber so wenig übel, daß ich ihn schon am nächsten Morgen auf derselben Stelle schoß. — Einen ähnlichen Fall beobachtete ich Mitte Juni in Engesen bei Burgdorf in der Heide. Ich hatte mich an einen Bock angebirgt, der auf einer Waldwiese äste, schoß aber nicht, da es nur ein Gabelbock war. Ich stand in guter Deckung und beobachtete den Bock durch das Glas. Da kam ein Storch angestrichen und ließ sich 50 Schritt von dem Bock in der Wiese nieder. Der Bock warf auf, schreckte einmal kurz und wenig laut und zog dann im spanischenritt auf den Storch los. Als er zehn Schritt vor dem Langhals war, senkte er den Kopf, worauf der Schwarzweißgrote geärgert abstrich. Diese drei Handlungen kann man nur als Spaß erklären, da irgend eine freundschaftliche oder feindselige Beziehung zwischen Bock und Hahn oder Storch nicht besteht, — also Spaß in dem Sinne, als es sich um eine Neugierung von harmlosem Uebermut handelt. Vielleicht haben andere Jäger ähnliche Beobachtungen gemacht; es wäre sehr erwünscht für die Erweiterung unserer Kenntnis der Tierseele, wenn darüber Näheres mitgeteilt würde.